

kenmessen in den Privathäusern möglich. Welch eine Ausstrahlung von einer solchen Eucharistiefeier nicht nur auf die Kranken selbst, sondern auf alle Mitfeiernden doch ausgeht!

Unsere Jugendgruppen, unsere Frauenrunden etc. haben eine ideale und bleibende Betätigung in der Mitsorge für die Alten und Kranken der Pfarre.

d) Der Hauptseelsorger für die Kranken ist und bleibt aber der Priester. Er ist als erster von Christus angewiesen, sich der Kranken und Leidenden anzunehmen. Muß es gesagt werden, daß man zu dieser Seelsorge mehr Zeit braucht als zu jeder anderen? Und Zeit haben wir heute so wenig! Denn der Leidende möchte sich aussprechen können. Wir müssen davon abrücken, daß sich diese Seelsorge in einem sakramentalen Funktionalismus erschöpft. Die Sakramentenspendung ist nur der Spitzenfall, allerdings auch die Krönung jeder Seelsorge am Leidensort. Wichtig ist eine echte Gesprächsfähigkeit aus innerer Nähe zu Kreuz und Leid. Nichts wäre verhängnisvoller als salbungsvolle Besserwisserie, die mit einigen frommen Phrasen aus meilenweiter Distanz über den Leidenden hinwegredet. Das Leid kann nur gemeistert werden, wenn es mitgetragen wird. Und vor jeder theoretischen Antwort haben wir als Kirche unsere Schultern anzubieten, mit denen wir die Last des andern tragen, weil wir nur so das Gesetz Christi erfüllen.

Es gibt keine dankbareren Mitglieder der Gemeinde als die Kranken (und übrigens auch deren Verwandten), denen man ganz Stütze und Hilfe sein will. Es geht von ihnen ein Segen aus, den man oft mit Händen greifen kann. In den Leidenden ist Christus unter uns geblieben und wir sollten als Kirche an diesem Christus nicht vorübergehen!

KARL H. NEUFELD

Theologische Ausbildung heute — ein neues Modell

Endgültige Formen für die Vorbereitung auf das Priestertum wurden noch nicht gefunden; verschiedene Versuche hat man angestellt. Was die Neuordnung der theologischen Studien betrifft, so wird seit längerem über den Grundkurs und eine Neuverteilung der Vorlesungen bzw. Übungen verhandelt, doch steht man mit den praktischen Versuchen am Anfang und hat noch wenig Erfahrung. Diese Neuordnung hängt zudem von der allgemeinen Hochschulreform ab, die noch nicht überschaubar ist und auch die theologischen Hochschulen tangiert, die nicht als Fakultäten einer Universität eingegliedert sind. Andererseits macht sich gerade in Umbruchszeiten die Reserve der kirchlichen Autoritäten gegenüber Änderungen des Bestehenden bemerkbar. In ruhigeren Zeiten der Theologie Freiheit zu lassen auf der Suche nach möglichst brauchbaren Formen des Lehr- und Lernbetriebes, das erfordert nicht diesen Mut, der heute verlangt wird.

Bei allen Reformversuchen sieht sich also die Theologie von anderen Faktoren abhängig. Und das ist normal, da sie nicht autonom ist, sondern einen Dienst leisten will. Andererseits kann sie nicht ohne eigenen Raum leben, in dem sie frei nach eigener Verantwortung wirkt. Oft scheint die Abhängigkeit von außen so groß, daß das notwendige Eigenleben der Theologie bedroht ist. Früher konnte man dann ausweichen in ein anderes theologisches System, in eine andere Hochschule, in neue Fächer und dergleichen. Heute beobachten wir z. B., wie sich die naturwissenschaftliche Forschung weitgehend aus den Universitäten zurückzieht und in großen Industriebetrieben, in privaten und öffentlichen Forschungsinstituten bessere Bedingungen und mehr Förde-

rung findet. Auch für die Theologie wäre ein solcher Exodus möglich, aber was für einen Dienst sollte dann eine solche Theologie noch leisten? Ihr wichtigster Dienst ist doch, vorzubereiten auf das Amt in der Kirche, dem Verkündigung, Zeugnis und Dienst in besonderer Weise anvertraut sind. Jede Reform der theologischen Ausbildung hat dies zu berücksichtigen. Aber das eigentliche Anliegen trifft die theologische Ausbildung selbst. Wie kann man diese den Bedürfnissen und Problemen der Kirche sowohl wie der Welt von heute anpassen?

Dazu kann man den Weg der kleinen Verbesserungen gehen, den die konkreten Vorschläge meist beschreiten oder man kann ein neues Gesamtkonzept, ein anderes Modell der theologischen Ausbildung versuchen. Der erste Weg ist eingegrenzt und kaum zielführend, denn die Ausbildungsgrundlagen überzeugen nicht mehr; man kann daran zweifeln, ob sie unserer Wirklichkeit noch entsprechen. Daß sie sich früher einmal bewährt haben, reicht heute als Rechtfertigung nicht mehr aus. Sie müßten sich erneut als wirklich tragfähige Grundlagen bewähren, die Autorität dürfte sie nicht a limine jeder Infragestellung entziehen.

Ein neues Gesamtkonzept, ein anderes Modell der theologischen Ausbildung ist nicht leicht zu erstellen und birgt eine Menge Unsicherheiten in sich, soll aber doch der gängigen Grundform gegenübergestellt werden, um ein Werturteil zu ermöglichen. Da unser Modell seit einigen Jahren praktiziert wurde, wird nicht eine Idee mit der Wirklichkeit, sondern werden zwei existente Bildungsgänge verglichen. Das neue Modell soll im wesentlichen beschrieben werden, von Einzelheiten wird abgesehen.

Grundschema theologischer Ausbildung

Man unterscheidet das Traktatensystem vom Periodensystem. Das erste herrschte bisher und bot den Stoff in bestimmten Themenkreisen, die in sich geschlossen die Hauptwahrheiten des Glaubens behandelten. Wiederholungen und Überschneidungen ließen sich dabei nicht vermeiden. Vom Thema her war man nicht selten gezwungen, Aussagen und Texte nebeneinanderzustellen, die aus verschiedenen Zeiten, anderen Voraussetzungen und ungleich beurteilten Verfassern stammen. Geschichtlich geschultes Denken wird sich an einem solchen Vorgehen mit Recht stoßen. Als H. Denzinger im vorigen Jahrhundert die wichtigsten Aussagen des kirchlichen Lehramtes in einem Handbuch sammelte, wich er bewußt vom thematischen Aufbau ab und wählte die chronologische Anordnung, denn nur so könne die Eindeutigkeit der einzelnen Aussagen voll gesichert werden (DS, Introductio pg. 4).

Folgt man der geschichtlichen Entwicklung und Entfaltung, so kommt man zu einer Anordnung des theologischen Stoffes im Periodensystem. Das ist sinnvoll, denn aufgrund der jeweils wirkenden Einflüsse und Voraussetzungen lassen sich zeitliche Perioden bestimmen, die sich durch Interesse, Fragestellung und Methode im Denken und Antworten charakteristisch voneinander unterscheiden. So waren der Hintergrund wie die Problematik der großen Konzilien des christlichen Altertums anders als beim Tridentinum und Vatikanum II.

Beide Systeme haben den je eigenen Ansatzpunkt, schließen aber einander nicht aus, es werden nur die Akzente verschieden gesetzt. Im Traktatensystem steht die geschichtliche Betrachtung unter dem thematischen Gesichtspunkt, auf den auch das Periodensystem nicht einfach verzichten kann.

Periodensystem konkret

Diese einleitenden Überlegungen waren notwendig zum Verständnis unseres konkreten Versuches mit dem Periodensystem. Unser theologischer Kurs dauert vier Jahre. Die ersten zwei Semester behandeln fundamentaltheologische Fragen wie bisher, nur werden keine Traktate vorgelegt; die Fragen werden historisch erarbeitet, damit sie aus ihrer ursprünglichen Entstehung heraus verstanden werden. Im Extremfall würde die ganze Dogmatik zu einer Dogmen- und Lehrgeschichte. Aber das ist eine Illusion ähnlich der des Traktatensystems, das meint, ewige Wahrheiten zu behandeln, die von

jeder Menschengeschichte völlig unabhängig sind. Sinn beider Systeme ist, solche Extremfälle zu vermeiden. Das Periodensystem will vor allem die lebendige Verbindung zwischen der heute gelebten Glaubenswirklichkeit und den verschiedenen Ansatzpunkten der einzelnen Fragen in der Kirchengeschichte deutlich machen. Es will gerade die Distanz überwinden, die durch eine rein historische Betrachtung aufgerissen wird, ohne dem Studenten die Frage zu beantworten, was dieses oder jenes geschichtliche Faktum für ihn bedeuten könne und warum er sich mit dem ganzen Wust von Wissen und Gelehrsamkeit herumschlagen müsse.

Als Beispiel diene die fundamentaltheologische Frage nach der Kirche. Der Theologiestudent ist Glied der Kirche. Deshalb soll er sich persönlich bemühen, zum Ursprung der Kirche wissenschaftlich Bezug zu finden. Die Zeugnisse, die davon berichten, gehen ihn persönlich an. Es sind nicht bloß historische Dokumente, denen er durch Jahrhunderte getrennt als neutraler Beobachter gegenübersteht. Den Kontakt mit den eigenen Ursprüngen kann man nicht dadurch ersetzen, daß man über diese Zeugnisse spricht, eine Vorlesung über die Hl. Schrift hält, über die Kirchenväter redet oder die Äußerungen des Lehramtes vorlegt. Die erste Aufgabe besteht darin, den Studenten mit diesen „Familienpapieren“ direkt in Verbindung zu bringen, ihn die Zeugnisse lesen und verstehen zu lassen. Statt einer eigenen Zeit- und Literaturgeschichte der atl und ntl Bücher wird man diese Fragen anhand der Texte und aus diesen heraus zu beantworten suchen, dort, wo diese Probleme auftauchen. Man arbeitet vor allem mit der Hl. Schrift und nicht über sie. So wird von vornherein jene kühle Distanz des Historikers vermieden, die für nicht wenige Theologen zu einer radikalen Trennung zwischen ihrer Theologie und ihrem persönlichen Glauben geführt hat, eine Trennung, die ein glaubwürdiges und begründetes Zeugnis der christlichen Botschaft oft unmöglich macht.

Die Wirklichkeit der Kirche ist der erste Ansatz im Periodensystem. Das Zeugnis der Gemeinde hat die christliche Botschaft in die Welt getragen, dieses Zeugnis wurde durch die Gemeinde bis auf uns weitergegeben. Es gibt eine grundsätzliche Identität zwischen dem von der Urkirche bezeugten Glauben und dem, den wir heute bekennen. Dieser Glaube wird — wenigstens im Prinzip — vor allen theologischen Studien von Professoren wie von Studenten geteilt, ebenso wie von der kirchlichen Gemeinschaft, zu der sie gehören.

Direktes Dokument für das Glaubenszeugnis der Kirche in ihren Anfängen ist die Selbstdarstellung der Gemeinde in der Apostelgeschichte. Sie ist der lebendige Rahmen, in den sich das Zeugnis von der Botschaft Jesu Christi einordnet. Hier ist der Ort, wo das Evangelium gepredigt und formuliert wird. Die Darstellung der Apostelgeschichte wird dann ausgeweitet und korrigiert durch die sich anschließende Einführung in die Briefe Pauli, vor allem durch seine Angaben über die Lage in den verschiedenen Gemeinden der ersten Kirche. Bei diesem Ansatz theologischen Fragens geht es nicht um Exegese im strengen Sinn, sondern um eine möglichst lebendige und natürlich auch wissenschaftlich vertretbare Einführung in den Werdeprozeß der Kirche und der eigentümlichen Äußerungen ihres Glaubens. Praktisch geschieht diese Erarbeitung in Vorlesungen und Arbeitsgruppen, die eng aufeinander bezogen sind. In den Vorlesungen werden zusammenfassend Ergebnisse vorgelegt, werden Synthesen versucht. In den Arbeitsgruppen dagegen geht es um die Analyse von Einzeldokumenten, d. h. man spricht nicht über die modernen Arbeitsmethoden etwa in der Exegese, sondern wendet sie an ausgewählten Texten in gemeinsamer Arbeit an. Vorlesungen und Arbeitsgruppen ergänzen sich darum gegenseitig und haben nur eine sehr beschränkte Eigenständigkeit.

Aber weder die erste Entfaltung der Kirche noch die frühen Äußerungen christlichen Glaubens stehen ohne Bezug und Vorbild an ihrem geschichtlichen Platz. Zu ihrem Verständnis gehört notwendig der Blick auf die Vorbereitung im AT. Der Einführung in die Theologie durch Apostelgeschichte und Paulusbriefe läuft darum eine Einführung

in die Teile des Alten Bundes parallel, die vom Werden des Volkes Israel und von seinem Bund mit Gott berichten. Diese Vorbereitung auf die Offenbarung in Jesus Christus bietet gleichzeitig aber auch den Ansatzpunkt für die Frage nach den Voraussetzungen, die im Menschen für Offenbarung und Glauben notwendig sind. Hinter der geschichtlichen Vorbereitung Israels taucht die Notwendigkeit der Gottesfrage des Menschen auf; eine Betrachtung, die auf das Thema der „natürlichen Theologie“ zurückgreift. Ohne den Kontakt mit der theologischen Einführung in die Botschaft der Hl. Schrift zu verlieren, stößt man nun hier auf die Frage nach dem Menschen, konkret gesprochen, nach der heutigen Situation. Hier gewinnt man die gültige Antwort aus dem Zeugnis der Bibel, ohne sich in Abstraktionen zu verlieren. Diese Betrachtung in enger Verbindung mit den Bemühungen um das geschichtliche Zeugnis hat dazu beigetragen, die eigene Aktualität in den Blick zu bekommen. Voraussetzung ist ein wirklich überlegtes Miteinander der einzelnen Linien, die dauernde Bemühung um den gegenseitigen Kontakt.

Schwerpunkt des ersten Jahres ist also die Zeit der Urkirche, geschichtlich vorbereitet durch das AT, sachlich erwartet durch die Frage und die Lage des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft. Es schließt sich noch eine dritte Überlegung an, in der es um den Übergang der frühen Kirche in die Zeit der Kirchenväter geht, vom direkten Glaubenszeugnis zur theologischen Reflexion im eigentlichen Sinn. Die frühchristlichen Auseinandersetzungen mit Juden und Heiden (Apologeten), sowie mit den auftauchenden (gnostischen) Häresien und andererseits die Entwicklung des Kanons für die ntl Schriften dienen dem Verständnis von Schrift, Überlieferung und Lehramt in ihrem Ursprung und in ihrer Autorität. Erst nach dieser Absteckung des Rahmens kommt man zur Einführung in die Evangelien, die ja Zeugnisse der werdenden Kirche sind. Man versucht einen Überblick über die Botschaft Jesu, und dieses Studium des Inhalts der kirchlichen Predigt bietet nebenher bei der Untersuchung verschiedener Texte genügend Möglichkeit einer Einübung in die Methoden der modernen Exegese, ohne daß dabei das Hauptinteresse von der eigentlichen Aussage abgelenkt wird. Dieser Weg wird also im Periodensystem verfolgt an Stelle der klassischen Traktate der Fundamentaltheologie.

Schrift und Dogma

Die beiden folgenden Jahre des periodisch aufgebauten Kurses dienen der Arbeit an den Grundlinien der gesamten Dogmatik. Mit Ausnahme der Moraltheologie sind auch alle anderen theologischen Fächer dieser Perspektive eingeordnet. Dabei hat man sich bemüht, jeder Einzeldisziplin jenen Platz zuzuweisen, der sie in der Gesamtbildung unentbehrlich macht, der Überschneidungen und ermüdende Wiederholungen ausschließt. Der Zwei-Jahres-Zyklus besteht aus einem 1. Abschnitt, der die Perioden von der Zeit der Urkirche bis zum Hohen Mittelalter umfaßt, und aus einem 2. Abschnitt, in dem sich die Perioden von der Reformation bis heute finden. Das so zusammengedrückte Material muß weiter geordnet werden. Ohne das Ziel eines theologischen Gesamtüberblicks aufzugeben, muß hier eine Auswahl getroffen werden. Man versucht also abwechselnd, für den anstehenden Abschnitt einen thematischen Akzent zu finden, einen Gesichtspunkt, unter dem man die Betrachtung der entsprechenden Perioden angehen will. Ein solches Thema dient als Zusammenfassung und Zentrum für die Querverbindung zu den einzelnen Disziplinen. Dieser Akzent kann wechseln. Für das hier beschriebene Modell hatte man für den 1. Abschnitt beim Anfangsversuch den Akzent ‚Christologie‘ gewählt, der sich als sehr fruchtbar erwies. Doch wären auch andere Akzente wie ‚Gottesfrage‘, ‚Dreieinigkeit‘, ‚Heilsökonomie‘, ‚Bund‘ usw. denkbar. Den 2. Abschnitt stellte man beim ersten Versuch unter den Akzent ‚Anthropologie‘, ließ aber den Studenten auch die Möglichkeit, für sich den Abschnitt von der ‚Ekklesiologie‘ oder von der ‚Sakramentenlehre‘ her anzugehen.

Zum konkreten Ablauf des Versuches mit dem 1. Abschnitt einige Hinweise: das Schwergewicht der dogmatischen Vorlesungen und Arbeitsgruppen lag auf der Beschäftigung mit den christologischen Auseinandersetzungen: Nicäa, Chalcedon, Konstantinopel (III) sowie auf dem systematischen Entwurf des hl. Thomas v. A. Die Exegese des ATs behandelte gleichzeitig die Weisheitsbücher und lieferte wesentliches Vorstellungs- und Ausdrucksmaterial für die späteren christologischen Gedanken und Aussagen: die Weisheit ist von Anfang bei Gott, sie spielt eine besondere Rolle bei der Schöpfung, sie ist den Menschen nötig. Die Entwicklung der Christologie im NT wurde zunächst und unmittelbar an den christologischen Hymnen Pauli in den Gefangenschaftsbriefen studiert. Die Auslegung des Matthäus-Evangeliums war um die Frage der Vollmacht Jesu aufgebaut, und der Römerbrief wurde im gleichen Zusammenhang von der Typologie Adam — Christus her erarbeitet. Die Kirchengeschichte stellte nicht nur den jeweiligen historischen Hintergrund her für die dogmatischen Aussagen, sondern hatte die wichtigere Aufgabe, die gedankengeschichtlichen Verbindungen und Übergänge zwischen Konzilien und Perioden aufzudecken. Im Kirchenrecht ging es um ‚De clericis‘; mit dem Gedanken der „repraesentatio Christi“ gliederte sich selbst die juristische Behandlung der verschiedenen Formen und Ausformungen des kirchlichen Amtes in diesen Abschnitt ein.

Für die konkrete Behandlung des 2. Abschnitts stand von der Reformation her die lutherische Frage nach dem Menschen vor dem sich in Christus offenbarenden Gott im Vordergrund. Schwerpunkte waren naturgemäß das Tridentinum sowie das I. und II. Vatikanum — verstanden als dogmatisches Ereignis. Auf die Frage des Menschen vor Gott war auch die alt. Exegese mit der Behandlung der Propheten und die Auslegung des NTs mit der Erarbeitung des Markus- und des Johannes-Evangeliums abgestimmt. Die Kirchengeschichte übernahm wieder die Darstellung der Übergänge und die Aufdeckung von Denklinien, die zum Verständnis für das Auftauchen dogmatischer Fragen notwendig sind. Das Kirchenrecht fand in den Sakramenten ein Thema, das mit der allgemeinen Perspektive einen unmittelbaren Zusammenhang hatte. In Form von Fragen (quaestiones) wurden eine Reihe von Punkten in thematischer Weise behandelt. Diese Ergänzung des Periodensystems erwies sich als notwendig für einige Probleme der heutigen Theologie, die direkt den Menschen in seinem Glauben betreffen. Das Vorbild boten die mittelalterlichen ‚quaestiones disputatae‘, offene Fragen, die sich nicht einfach aus dem bisher formulierten Glaubenszeugnis der Kirche heraus beantworten lassen.

Das abschließende vierte Jahr des theologischen Ausbildungsganges dient der persönlichen Spezialisierung und Vertiefung. Der einzelne Student erarbeitet zusammen mit dem Dekan und mit einem Fachprofessor sein Projekt, das sich in besonderer Weise auf seine persönlichen Fähigkeiten und auf die Anforderungen seines wahrscheinlichen Arbeitsgebietes stützen soll. Diese Personalisierung am Ende des Studienganges spielt allerdings auch schon vorher eine bedeutsame Rolle. Ein Blick auf die Arbeitsformen sowie auf die Examina und die Leistungskontrolle in unserem Modell werden das noch verdeutlichen.

Die Formen der Arbeit

Es wurde schon deutlich, daß Vorlesungen für das Periodensystem ein wesentliches Element sind. In ihnen legt der Professor die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung vor. Sie sind aber nicht der Ort für wissenschaftliche Einübung oder Wiederholung. Dafür gibt es die Arbeitsgruppen, deren Aufgaben und Themen sich für gewöhnlich aus den Vorlesungen ergeben. Die Zahl der Vorlesungen ist in diesem System sehr eingeschränkt worden, konkret kennt unser Modell zehn Stunden pro Woche (gewöhnlich zwei für jeden Tag). Aber Vorlesungen, die nur Ergebnisse bieten, Schlußfolgerungen von nicht selten umfangreichen und mühsamen wissenschaftlichen Arbeiten, fordern auch vom Hörer eine Aufmerksamkeit und einen Einsatz, der im

Interesse einer ernsthaften Mitarbeit aller eine solche Einschränkung der Zahl der Vorlesungen notwendig macht. Dagegen ist das Studium in den Arbeitsgruppen sehr viel lockerer und hängt nicht selten von den konkreten Bedingungen ab. Die Teilnehmerzahl darf nicht groß sein, damit jeder einen echten Beitrag leisten kann. Der leitende Professor arbeitet selbst nur von Zeit zu Zeit mit und läßt im übrigen die Verantwortung bei Assistenten oder Studenten des vierten Jahres (die er allerdings regelmäßig bei sich versammelt, um die Aufgaben, den Gang der Arbeiten usw. zu besprechen). Zwei Vorlesungen bedeuten normalerweise gleichzeitig zwei Arbeitsgruppen, die sich aber auch vervielfachen können, z. B. in Vorbereitung auf eine Vorlesung oder in der Nacharbeit.

Für das Modell als Ganzes ist vor allem eine Art Hauptseminar kennzeichnend, das jeweils ein Jahr dauert und zu dem jeder Student zweimal verpflichtet ist. Dieses Seminar begleitet keine bestimmte Vorlesung, sondern will den Studenten einen möglichst angepaßten Zugang zur Theologie überhaupt bieten. Von seiten des Studenten stellt es eine grundsätzliche Option dar für die Art, wie er sein Studium anpacken möchte. Es handelt sich also sozusagen um den persönlichen Akzent seiner Arbeit; wenn man will, um die Wahl des Niveaus (ohne daß damit ein Werturteil abgegeben ist). Der Student hat vor dem Angebot der Professoren eine gewisse Wahl, wie er sich und seine Arbeit für ein Jahr einordnen möchte: auf der Ebene einer mehr theoretischen Reflexion oder in der Linie einer mehr praktisch bestimmten Erfahrung, unter exegetischem, historischem oder spekulativem Gesichtspunkt. Diese Hauptseminare formen sich gewöhnlich zunächst unter einem mehr formalen Gesichtspunkt, der dann später in der gemeinsamen Arbeit der Teilnehmer präzisiert werden kann.

Als Beispiele seien einige Fragen genannt, um die sich in unserem Modell ein solches Seminar gebildet hat: Evangelisierung und Katechese (Rolle des ‚Katechismus‘ in der kirchl. Verkündigung — prakt. Arbeit mit Kindern; z. T. mit Behinderten); Bekenntnis-Ausdruck des Glaubens: ein ‚Credo‘ für heute (Untersuchungen von ‚Credo‘-Formeln, ihr Zusammenhang mit bestimmten Milieus; Versuche für eine Neuformulierung in Zusammenarbeit mit Studenten und Laiengruppen); Sozio-historische Bedeutung des „Christlichen“ (Beschreibung und Reflexion der Bedeutung von „christlich“ für verschiedene Gruppen, Zeiten etc.); Perspektiven der dogmatischen Methode (ausgehend von Kant/Schleiermacher wurde die Entwicklung im Bereich der protestantischen Theologie untersucht); Inhalt und Aussageform in den Weisheitstexten des AT (exegetische Methode — literarische Deutungsprinzipien — Bilder und Vorstellungen: Wirklichkeit). Die Auswahl war noch größer und erlaubte so eine weitgehend persönliche Wahl nach Interessen und Fähigkeiten. Damit ist schon die Spezialisierung ins Auge gefaßt, die dann später das letzte Jahr der eigentlich theologischen Ausbildung bestimmt.

Examina und Kontrolle

Die Berücksichtigung von Interesse und Fähigkeit des einzelnen Studenten stellt die alten Vorstellungen von Prüfungen und Examina in Frage. Diese beruhten ja auf der Voraussetzung, daß sich Leistung und Arbeit an einem allgemein sachlichen Nenner ablesen lassen. Diese Annahme ist aber heute allgemein zweifelhaft geworden, weil man nur schwer einen solchen allgemeinen Maßstab finden kann, weil solche Normen immer äußerlicher werden und man schließlich gar nicht mehr weiß, was sie überhaupt noch beweisen können. Die ständig wachsende und notwendige Nuancierung, die Ausweitung und Änderung wissenschaftlicher Fächer machen das Beharren auf angeblich festen Normen immer anachronistischer. Gibt es ein genau zu bestimmendes Minimum von Wissen und Übung, das nicht nur zu verschiedenen Zeiten, sondern auch noch für die verschiedenen Berufungen und Berufe aller Studenten gleich gültig wäre? Welche Realität entspricht den Examensforderungen wirklich? Sollen Prüfungen

einen Dienst leisten und ein Mittel sein, wird man diese Frage immer wieder aufwerfen müssen.

Natürlich kann man von Studenten, die den gleichen Kurs durchlaufen haben, mit Recht den Nachweis erwarten, daß sie mit dem Stoff vertraut sind; und doch wird dabei zu beachten sein, daß eine solche Beherrschung des Stoffes je nach der Denk- und Arbeitsweise sich verschieden äußern kann, ohne daß eine einzige Form schon von vornherein als *das* Ideal aufgestellt werden könnte. Gerade wenn es um die persönliche Aneignung und Beschäftigung, um das Interesse des Studenten geht — notwendige Voraussetzung dafür, daß ihm die studierten Dinge wirklich für seinen späteren Dienst helfen können — wird man mit sehr verschiedenen Ergebnissen rechnen müssen. Andererseits wird man einer einfachen Wiederholung des Idealmodells mit Reserve gegenüberstehen.

Die Suche nach neuen und gültigen Maßstäben ist noch nicht zu Ende; in unserem konkreten Fall gibt es noch kein einfaches Mittel zur Beurteilung, wie es etwa eine Note sein will. Aber das ist nicht so schlimm, wo Studenten daran gewöhnt sind, in ihrer persönlichen Eigenart respektiert zu werden. Man weiß auch ohne genaue Noten, wo man sich selbst und die anderen einzuordnen hat. Von der Hochschule her gesehen, muß man aber doch zu einer offiziellen Beurteilung kommen, für die es zunächst wichtig ist, ob der Schüler den Anforderungen des Kurses grundsätzlich entsprochen hat oder nicht. Um das feststellen zu können, hat man in unserem Fall ein offizielles Forum geschaffen, auf dem der Student einmal im Jahr vor drei Professoren einen Bericht über seine Studien und seine Einzelleistungen abgibt. Man spricht dort mit ihm über seine Arbeit, deren Schwerpunkte und Ziele, um ihm zu helfen und Anregungen zu geben. Ein schriftlicher Bericht des Studenten sowie seine schriftlichen Beiträge sind den Mitgliedern des Gremiums schon einige Tage vorher vorgelegen. Leiter des Forums ist zudem immer der Professor, für dessen Hauptseminar der Student sich entschieden hat. Auch von daher ist eine gewisse gegenseitige Kenntnis und ein Vertrauen gegeben. Falls Zweifel sind, können die Professoren durch stichprobenartige Sachdiskussionen den Bericht des Studenten und die vorgelegten Arbeiten in einigen Punkten verifizieren. Doch liegt der eigentliche Sinn dieses Forums in der Feststellung der Ausgewogenheit der Arbeit des Studenten, des allgemeinen Niveaus und der grundlegenden Vorstellungen über das Gesamt der Studien. Wenn nötig, wird dann in diesen Fragen der Ausrichtung eine Korrektur versucht. Das ist möglich, da das Forum nicht am Ende des Schuljahres zusammentritt, sondern um Ostern herum, so daß für Ergänzungen, notwendige Einzelprüfungen und einen Ausgleich noch Zeit bleibt. Das Gremium kann nämlich bestimmte mündliche oder schriftliche Leistungen fordern, die dann bei einzelnen Professoren vorzulegen sind und deren Bewertungen bis zum Ende des 2. Semesters beizubringen sind. Wichtiger jedoch als diese Einzelleistungen und ihre Bewertung ist für den Studenten und die Hochschule das allgemeine Urteil, in dem sich das Forum über die wissenschaftliche Qualifikation und Arbeit des Studenten ausspricht. Die Sitzung des Forums ist öffentlich; so haben auch andere Studenten oder Professoren grundsätzlich Zutritt. Die Beteiligung der Öffentlichkeit wirkt sich auf ihre Weise objektivierend und anregend aus; unter diesen Umständen ist der Verzicht auf die vermeintliche Objektivität mancher alter Formen von Leistungskontrolle leichtgefallen. Die Begegnung und das offene Gespräch, denen jeder Zug eines endgültigen Gerichtsverfahrens fehlt, bieten Beurteilungsmöglichkeiten, die auch den einzelnen in ihrer persönlichen Situation eine wirkliche Hilfe bieten können.

Auf der Ebene der erwähnten Hauptseminare hat man eine ähnliche Form für den Nachweis der gemeinsam geleisteten Arbeit gefunden. Am Ende des Studienjahres — früher von den Examina bestimmt — steht jetzt eine Akademie-Woche, in der die einzelnen Hauptseminare allen Studenten und Professoren (evtl. auch Gästen) die Ergebnisse der gemeinsamen Bemühungen vorlegen. Natürlich gibt es die Möglichkeit zu Fragen und zu Diskussion, so daß über die allgemeine Information hinaus der Versuch

gemacht wird, die anderen an der Arbeit und den Ergebnissen eines Jahres teilnehmen zu lassen. Auch hier hat die Öffentlichkeit einen ausgleichenden und anregenden Einfluß auf die geleistete Arbeit.

Einwände

Die zusammenfassende Darstellung unseres Modells wird natürlich eine Reihe von Einwänden hervorrufen. Ohne hier vorgreifen zu wollen, muß man doch zwei mögliche Vorwürfe von vornherein in Betracht ziehen: zunächst, daß in diesem Modell Dogmatik durch Dogmengeschichte ersetzt werde, und zweitens, daß die Historisierung die Exegese um ihre kritische Wissenschaftlichkeit bringe. Bei der Erarbeitung des Modells war man sich dieser Gefahren wohl bewußt und hat versucht, sie möglichst in die Hand zu bekommen. Die fundamentaltheologischen Fragen und die Einführung in den ganzen Kurs läßt man betont von den Wirklichkeiten ausgehen, in denen der Student sein Christentum lebt: Kirche und Glaube. Sorgfältig vermeidet man jeden Kurs und jede Arbeitsgruppe, die durch eine rein abstrakt-historische Betrachtungsweise einen Bruch zwischen der gelebten Glaubenswirklichkeit des Studenten und seiner theologischen Reflexion verursachen könnte.

Dogmengeschichte wurde bisher meist so betrieben, daß man zunächst einen Graben von Jahrhunderten aufriß und der Student nicht einmal auf den Gedanken kam, diese fremdartigen Sätze und Auseinandersetzungen könnten etwas mit seinem eigenen Glauben zu tun haben. Auf der anderen Seite lehrte man Dogmatik nicht selten so, als sei geschichtliches Werden und konkrete Umstände für eine Formulierung völlig belanglos; man tut so, als habe man die unwandelbare Wahrheit als solche in der Hand. Und wieder ergab sich für den Studenten die Gefahr eines Bruches, da er sich als geschichtlich und wandelbar erfuhr und nicht wußte, wie er die eigene Geschichtlichkeit mit den ewigen Wahrheiten zusammenbringen sollte. Bestenfalls blieb er einem äußerlichen Bekenntnis treu, das aber für die lebende Alltagswirklichkeit völlig bedeutungslos war.

Der Einwand von der Exegese her macht auf eine Gefahr aufmerksam, die man sehen muß. Aber kritische Wissenschaftlichkeit ist durch die Eingliederung der exegetischen Vorlesungen und Arbeitsgruppen nicht ausgeschlossen; denn das Periodensystem verfälscht keineswegs die Methode oder die Ergebnisse, wohl aber gibt es einen Bezugspunkt, durch den auch die Exegese an den Dienst erinnert wird, den sie zu leisten hat. Man kann hier die Frage stellen, wie weit heute noch weitreichende exegetische Forschung mit der Aufgabe der theologischen Ausbildung verbunden sein kann; sie setzt ja eine Spezialausbildung und eine Reihe von Mitteln voraus, die eher in Spezialinstituten ihren Platz haben. Aber darum wird die Exegese in der theologischen Ausbildung nicht an den Ergebnissen dieser Forschung vorbeigehen können. Die Einbettung der theologischen Einzeldisziplinen in einen umfassenden Zusammenhang und die dauernde Bemühung, Isolierungen zu vermeiden, weisen ebenfalls in diese Richtung und bieten eine zusätzliche Sicherung vor persönlicher Vorliebe oder einseitiger Willkür.

Schlußbemerkungen

Das vorgestellte Modell ist eine Alternative zum klassischen Modell theologischer Ausbildung, dem Traktatensystem. Dieses wäre jetzt auf seinen Wert und seine aktuellen Möglichkeiten hin zu befragen. Das kann hier nicht mehr geschehen. Was wichtig scheint: in Zukunft sollte es die beiden (oder mehrere) Formen nebeneinander geben. Dieses Miteinander könnte sich für alle Seiten anregend, korrigierend und fördernd auswirken; die eigentümlichen Gefahren jedes theologischen Systems würden weniger leicht übersehen und vergessen werden. Unser Modell setzt natürlich, wo es verwirklicht werden soll, eine gewisse Freiheit und den Willen zur Zusammenarbeit voraus, die sich leichter in kleineren Zentren theologischer Ausbildung finden lassen als

in einem nicht recht überschaubaren Massenbetrieb, der gewöhnlich noch in die größere Organisationsform einer Universität hineingebunden ist.

In ihrer konkreten Wirklichkeit unterliegen Modelle mehr oder weniger den Bedingungen und Gegebenheiten einer bestimmten Situation. Das darf auch bei der vorliegenden Darstellung nicht vergessen werden, der es auf die Grundlinien eines allerdings wirklichen Versuches ankam. Nur so können Sinn und Wert des vorgestellten Modells für eine echte Neuordnung der theologischen Ausbildung richtig erkannt und genützt werden.

ROBERT ADAM

Kirchenstatistik der USA

Zunahme der Katholiken, Abnahme der geistlichen Berufe und katholischen Schulen.

Infolge der auf verfassungsmäßiger Grundlage beruhenden Trennung von Staat und Kirche gibt es in den USA nur unvollständige Statistiken über die verschiedenen Religionsgemeinschaften. Das vom Department of Commerce, Bureau of the Census, zuletzt im August 1970 herausgegebene *Statistical Abstract of the US* (Statistisches Jahrbuch) berichtet auf Seite 41 nur von Religionsgemeinschaften mit einer Mitgliederzahl über 50.000, soweit diese berichten. Meist ist das Jahr 1968 oder das Jahr 1969 zugrunde gelegt. Vergleiche scheiden aus, weil die Zählmethoden zu verschieden sind. Die meisten protestantischen Kirchen (nicht z. B. die Lutheraner und die Episkopalianer) zählen nur Personen, die die volle Mitgliedschaft erreicht haben; so taufen die Baptisten erst nach Vollendung des Kindesalters. Die östlichen Kirchen hingegen zählen alle, die nach ihrer Nationalität zu ihnen gehören. Die Christlichen Wissenschaftler (Christian Scientists) geben überhaupt keine Zahlen bekannt, da ihnen nach ihrer religiösen Überzeugung das „Zählen von Personen“ verboten ist.

Das *Year Book of American Churches* gibt in der Ausgabe von 1971 für die katholische Kirche folgende Zahlen bekannt (auszugsweise):

Jahr	Zahl der Katholiken	in Prozenten der Gesamtbevölkerung
1926	18 605 003	16,0
1940	21 284 455	16,1
1950	28 634 878	18,9
1955	33 396 647	20,3
1960	42 104 900	23,3
1965	46 246 175	23,8
1969	47 872 089	23,9

Da die Bevölkerung von 117 Millionen im Jahre 1926 auf 306 Millionen im Jahr 1970 (letzte Volkszählung) zugenommen hat, ist das starke Anwachsen der Katholiken deutlicher aus dem Ansteigen des Hundertsatzes, den sie an der Gesamtbevölkerung einnehmen, zu sehen.

Nicht so erfreulich sieht die Lage des Katholizismus in anderen Richtungen aus. Das *Official Catholic Directory*, hg. von P. J. Kennedy and Sons, gibt nach dem Stand vom 1. Jänner 1971 für das Jahr 1970 folgende Zahlen bekannt:

Die Zahl der Priester ging um 1031 zurück auf	58.161
die Zahl der Nonnen um 7268 zurück auf	153.645
die Zahl der Brüder um 1467 zurück auf	10.156